



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Die Räuber

urn:nbn:de:gbv:46:1-908



Die Räuber



Es ist bekanntlich zwischen einer Anzahl Leipziger, überhaupt deutscher Studenten und einigen den Pariser Kunst- und Gelehrtenkreisen angehörenden Persönlichkeiten eine Verabredung getroffen worden, laut deren während der nächsten Zeit in Paris mehrere Aufführungen der Schillerschen Räuber stattfinden sollen. Die Hauptrollen werden von deutschen Berufsschauspielern gegeben werden, während das Gros der Räuberbande durch deutsche Studenten zur Darstellung gebracht werden wird.

Wir bezweifeln die Vortrefflichkeit der Absicht und der zu erwartenden Leistungen nicht; auch davon sind wir überzeugt, daß die Pariser Kreise, die sich der Sache angenommen haben, ihr Möglichstes thun werden, unsern Landsleuten einen guten Empfang zu sichern und das Unternehmen vor jedem Anstoße zu bewahren. Desungeachtet werden wir froh sein zu hören, daß alles gut abgelaufen ist.

Wenn es sich dabei um eine den deutschen Studenten französischerseits zugegangne Aufforderung handelt, so ist das in unsern Augen bei weitem der günstigere Fall, und wir wollen davon, daß die Sache möglicherweise direkt oder indirekt von deutschen Studenten ausgegangen oder angeregt worden sein könnte, nicht erst reden, da wir überzeugt sind, daß die Studenten auch im Fall einer nicht von ihnen, sondern von Paris aus ergangnen Anregung besser gethan hätten, die Sache in einer höflichen Form von der Hand zu weisen und einer solchen Einladung nicht Folge zu leisten. Wenn die Sache gut abläuft, wird sich niemand aufrichtiger darüber freuen als wir, aber an unsrer Überzeugung, daß dergleichen Unternehmungen den Franzosen gegenüber für eine nicht absehbare Zeit der Weg ins Holz sind, wird es nichts ändern können.

Wenn sich Studenten zu dergleichen bereit finden lassen, so ist das unserm Gefühle nach ganz in der Ordnung in allen den Fällen, wo ihnen von der Seite des Publikums, vor dem sie auftreten wollen, besondre Sympathien entgegengebracht werden. So können sie es getrost in jeder deutschen Universitäts- und Residenzstadt probieren, auch im Auslande dürften sich einige Großstädte — nicht gar zu viele freilich — finden, wo die freundliche gemüthliche Absicht des sich zur Schau stellenden Amateurs empfunden, geteilt und zu meist um deswillen doppelt gewürdigt werden würde, weil man den jungen Herrn auch sonst als lebenswürdigen Gesellschafter und fidelen Bruder kennt und schätzt.

Im allgemeinen sind wir Deutschen im Auslande mehr geachtet als geliebt, nicht weil wir unbescheiden wären, sondern weil wir ruhmrednerisch sind, und weil wir von allen zivilisierten Nationen die unfreundlichste und unnachbarlichste Presse haben, zum Teil Leute, von denen man sich fragt, ob sie an Größen- oder Verfolgungswahnsinn leiden, ob sie Absinth trinken, ob sie glauben, daß andre Völker nicht Deutsch verstehen, oder endlich ob sie denken, der Deutsche habe das Vorrecht, alle Welt vor den Kopf zu stoßen, ohne daß es ihm übelgenommen werden könne. Wenn die deutsche Presse, was sie nicht ist, die Stimme des deutschen Volks wäre, wäre dieses deutsche Volk die intensivste Meid- und Giftpilzkultur aller fünf Erdteile. Es ist uns kein Vergnügen, das zu sagen, und noch weniger, es täglich wahrzunehmen, und wir gestehn, daß wir uns fast täglich bei dem einen oder dem andern Artikel, der uns in den Zeitungen zu Gesicht kommt, den Kopf mit beiden Händen halten und uns fragen, ob es bei den andern rappelt oder bei uns? Wollte Gott, es rappelte bei uns: unser dünnes Flötchen verhallt doch ohnehin so gut wie ungehört.

Unsre Beziehungen zu einem großen Teile des österreichischen Staats haben sich nach 1866 in kurzer Zeit überraschend günstig und freundschaftlich gestaltet; das hat seine guten Gründe: die gemeinsame Herkunft und dieselbe Sprache, die Angriffe, denen das Deutschtum in Oesterreich von tschechischer, polnischer, ungarischer und sonst ultranationalistischer Seite ausgesetzt ist, die gemeinsamen Bedenken gegen ultramontane Übergriffe und in erster Reihe das nie genug zu bewundernde und zu preisende Gemüt des Kaisers Franz Joseph, das schon an und für sich eine wahre Sonne von Wohlwollen und einigender Liebe vorstellt.

Mit den Franzosen ist es gerade das Gegenteil. Wir stehn mit ihnen noch genau auf dem Punkt, auf dem wir in den ersten Zeiten nach Abschluß des Frankfurter Friedens mit ihnen gestanden haben, und es wäre erstaunlich, daß die Zeit in dieser Beziehung so ohnmächtig gewesen ist, wenn man sich nicht vergegenwärtigte, in welchem Maße Paris das Zentrum und das Hauptquartier aller gegen Deutschland gerichteten Bestrebungen ist, und daß sich dort die Vertreter aller germanophoben Parteien jeden Tag von neuem gegenseitig zu leidenschaftlichem Haß gegen unser Land, unsre Regierung und unser Volk anregen. In Paris ist in den die internationale Presse ausmachenden und sie umgebenden Kreisen alles vertreten, was auf der einen Seite Autorität und Tradition, auf der andern deutschen Einfluß, deutsches Denken und Fühlen bekämpft: Tschechen, Polen, andre Slawen, Dänen, Anarchisten, Ultramontane, Welfen. Wer diesen Hexenkessel nicht kennt, macht sich keinen Begriff davon: es ist derselbe Zustand krankhafter Überreizung, dessen wir vorhin bei der Besprechung eines Teils der deutschen Presse gedachten, jedoch mit einem erstaunlichen allseitigen Einverständnis in dem einen Punkte, daß alles darauf ankomme, mit Deutschland fertig zu werden und deutsches Oberwasser zu beseitigen, wo man ihm immer begegne.

Die französische Regierung, deren Mitglieder diese Auffassung entweder teilen — und das dürfte in der Regel die Mehrzahl thun — oder uns mehr

oder minder wohlwollen, könnte, wenn ihr Sympathien für Deutschland nachgesagt würden, nur sofort einpacken und ihrer Wege gehn. Auf der andern Seite würden freilich die Beziehungen zwischen den beiden vielfach aufeinander angewiesenen Nachbarländern leiden, wenn man Deutschland, wie es der Wunsch vieler Franzosen wäre, fortgesetzt und gründlich brüskierte. Es wird also ein Mittelweg eingeschlagen, der uns an Senfgurken erinnert, nicht sauer und nicht süß. Wenn den Gästen die Senfgurken zu süß vorkommen, werden russische Pickles serviert: das hilft immer.

Die deutsche Regierung hat demgegenüber einen sehr schweren Stand. Nicht als ob die Deutschen in dieser Beziehung schwer zu behandeln wären; im Gegenteil, sie sind im Vollgefühl des gehaltenen Erfolgs erstaunlich entgegenkommend, aber von den Franzosen muß die deutsche Regierung, wenn sie nicht zuschlagen will, eine Rücksichtslosigkeit nach der andern, einen Affront nach dem andern in die Tasche stecken. Wohl gemerkt, wir sagen von den Franzosen, worunter wir das französische Volk meinen und namentlich die französische Presse, nicht die französische Regierung. Manche dieser Rücksichtslosigkeiten sind sogar chronisch, und wir haben es immer für einen Beweis besondrer staatsmännischer Klugheit und Befähigung unsrer leitenden Geister angesehen, daß sie immer bereit gewesen sind, die Sache möglichst von der besten Seite zu nehmen und trotz aller Mißerfolge neues Entgegenkommen oft in erstaunlich zartfühlender Form zu bethätigen.

Wir wollen hier nur einiges erwähnen, um den Leser an das, was er ohnehin schon weiß, zu erinnern, und wir bemerken ausdrücklich, daß wir der scheinbaren Gleichgiltigkeit, mit der die deutsche Regierung alledem begegnet, nur beipflichten können, weil ein europäischer Krieg ein unübersehbares Unglück für jeden sein würde, und weil wir ihr volles Zutrauen schenken, daß sie für den Augenblick, wo ein solcher unvermeidlich wird, diplomatisch und militärisch bereit sein werde, wie es ja König Wilhelm und dessen Minister im Juli 1870 Gott sei Dank auch waren.

Strasburg ist eine deutsche Stadt: sie ist es von neuem geworden durch ein von der französischen Nationalversammlung zu Bordeaux ausdrücklich genehmigtes Friedensdokument, und um die deutsche Stadt wieder französisch zu machen, müßte die Vorkehrung den Franzosen vor allem erst ein zweites, aber umgekehrtes Sedan beschereu. Aber das sichts die Franzosen nicht an: die Statue der Stadt bleibt nicht nur nach wie vor auf der Place de la Concorde stehn, sie wird nicht bloß wie das Denkmal eines geliebten Toten bekränzt und mit Farbenschmuck behängt, nein es liegt auf ihr auch jahraus jahrein ein Immortellenkranz, worauf die Parole zu lesen ist: Qui va là? — France. Der Botschafter Seiner Majestät des Kaisers von Deutschland fährt, wenn er sich ins Elysée begiebt, ziemlich unmittelbar an diesem chronischen Affront vorüber, und das am 14. Juli gefeierte Nationalfest beginnt alljährlich damit, daß zahlreiche patriotische Vereine und die Zöglinge der Ecole Polytechnique die Statue mit Kränzen, Blumen und Trauerflor schmücken. Man verstehe uns nicht falsch. Wir fühlen den Franzosen ihren Schmerz, ihre Wünsche und ihre Hoffnungen nach, und wir verdenken ihnen von alledem nichts. Aber es

lehrt uns zugleich, was wir als Deutsche zu denken und zu thun haben, um jederzeit bereit zu sein. Wer da? Deutschland. Werden die jungen Herren, die nach Paris gehn, um da Liebhabertheatervorstellungen zu geben, in Begleitung ihrer Gastfreunde einen Kranz vor der Statue von Straßburg niederlegen? Sonst pflegt man doch bei solchen Gelegenheiten, wo es sich um Gewinnung von Popularität handelt, die großen Toten nicht zu ignorieren.

Wer nicht in Paris war, als die Mutter unsers Kaisers, die hochbegabte und von jedem Vorurteil gegen Franzosen und französisches Wesen freie Kaiserin Friedrich dort war, um in Künstlerkreisen für die Beschickung der internationalen Berliner Kunstausstellung zu werben, kann sich von der maßlosen Rücksichts- und Taktlosigkeit, mit der die hohe Frau unter den Augen der französischen Regierung von den Mitgliedern der französischen und internationalen Presse behandelt wurde, keinen Begriff machen. Wir haben nicht die Gewohnheit, in solchen Fällen starke Ausdrücke zu brauchen, man kann uns deshalb glauben, daß wir nicht über die flache Wirklichkeit hinausgehn, wenn wir sagen, daß es ein Skandal war, bei dem jedem Deutschen die Röte des Zorns und der Entrüstung ins Gesicht steigen mußte. König Eduard VII., dem die deutschen Zeitungen, unter ihnen Wigblätter wie der Kladderadatsch, heute Schimpf und Schande nachsagen, war damals ritterlich genug, seine Pariser Popularität in die Schanze zu schlagen und seine erlauchte Schwester, die der geheiligte Boden der deutschen Botschaft knapp vor Insulten schützte, aus diesem Pariser Pandämonium herauszuholen. Wir, die wir Zeuge waren, werden ihm das nie vergessen.

Wenn in Deutschland irgend jemand über das Wesen der russisch-französischen Freundschaft im unklaren sein sollte, so kann ihm mit wenig Worten geholfen werden. Das von Haß und Rachsucht gezeugte Bündnis würde eine lebensunfähige Mißgeburt sein, wenn das Wort Revanche nicht das Schibboleth wäre, das ihm wie durch ein Wunder immer wieder von neuem auf die Beine hilft. Wir sind zu einer Zeit in Paris gewesen, wo Deutsche inmitten sonst durchaus friedlicher Zustände gewisse Konzerte, so z. B. die im Tuileriengarten, nicht besuchen konnten, wenn sie nicht bereit waren, beim Anstimmen der russischen Nationalhymne auf Befehl der um sie herumsetzenden Franzosen von ihren Sitzen aufzustehn oder sich mit Insulten aus der Enceinte hinauswerfen zu lassen. Das russische Bündnis ist als ein gegen Deutschland gerichteter Spieß in Frankreich und speziell in Paris nach wie vor populär: das macht uns den Gedanken einer dortigen Liebhabervorstellung, bei der deutsche Studenten auf der Bühne erscheinen sollen, nicht eben behaglicher.

Die deutsche Regierung muß viel thun, und sie thut viel pour sauver les apparences, mit andern Worten, damit den übrigen Staaten gegenüber wenigstens der Schein gewahrt bleibe, als seien die Beziehungen der beiden Länder erträglich; wir glauben auch, daß man vielleicht höhern Orts gemeint hat, die Schlange der Zwietracht, die im wesentlichen nur von französischen Händen genährt wird, könne durch Schalmeyentöne bezaubert oder in den Schlaf gelullt werden. Wenn wir je aus eigner langjähriger Erfahrung von irgend etwas gründlich überzeugt worden sind, so ist es von der völligen Vergeblichkeit solcher Versuche.

An Kränzen für verdiente und berühmte französische Tote haben es die Kaiser Wilhelm I. und Wilhelm II. nicht fehlen lassen, Kaiser Friedrich III. hat trotz seiner schweren Erkrankung Gelegenheit gefunden, den Franzosen Aufmerksamkeiten zu erweisen. Es ist bekannt, wie unter dem jetzigen Kaiser die der französischen Marine zu teil gewordne Einladung, der Eröffnung des Nord-Ostseefanals beizuwohnen, zu einer Reihe unhöflicher, exklusiv russenfreundlicher Demonstrationen benutzt wurde; die Art, wie Kaiser Wilhelm II. dem französischen Volke bei Gelegenheit der letzten Weltausstellung eine *satisfaction d'amour propre* dadurch verschaffte, daß er Teile der Einrichtung des Potsdamer Schlosses, namentlich Möbel im Stile Ludwigs XV., Watteaus, Lancrets, Paters und andre ausstellen ließ, ist allerdings unsers Wissens in Frankreich allgemein anerkannt und durch keinerlei Unart verrüpelt worden, aber der Besuch des hohen Herrn auf dem „Borda“ beweist besser als irgend etwas andres, daß für die Frucht freundschaftlichen Einvernehmens zwischen Deutschland und Frankreich der Augenblick, wo man sie als einigermassen gereift wird pflücken können, noch überaus fern ist. Was der Temps über diesen Besuch sagte und nicht sagte, wäre schon so ziemlich genügend gewesen, aber das Bezeichnendste und Schlimmste waren doch die familiären Berichte der jungen französischen Herren, denen die Gastfreundschaft des Kaisers und der Kadetten des deutschen Schulschiffs offenbar sehr wider ihren Willen zu teil geworden war. Was uns in dieser Beziehung zum Teil auf Privatwegen zu Ohren gekommen ist, klang ja weder unehrerbietig noch verlegend, aber die Art, wie die jungen Herren versicherten, sie hätten „ihr Möglichstes gethan, sich nichts merken zu lassen,“ bewies doch deutlich, daß es etwas gab, was sie sich nicht merken lassen wollten, und daß das kein besonders entgegenkommendes, zu kameradschaftlichem Anschluß neigendes Gefühl war.

Wir haben in Paris, weil uns viele Leute, mit denen wir verkehrten, nicht für einen Deutschen, sondern für einen Amerikaner hielten, manches gehört, was man einem Deutschen in Paris nicht zu hören giebt; man vermeidet das aus höflicher Rücksicht, und weil der gebildete Franzose von dem Gastrecht, das jeder in seinem Lande lebende Fremde genießt, eine hohe Meinung hat und großen Wert darauf legt, daß dagegen nicht gefehlt werde. Wir wollen hier eine der Gelegenheiten, bei denen wir dergleichen zu hören bekamen, zum besten geben. Im Diner Parisien, einem sehr netten Restaurant auf den großen Boulevards, wo wir viele Monate gefrühstückt haben, waren wir einem Kellner zugefallen, der an Zuborkommenheit und Aufmerksamkeit nichts zu wünschen übrig ließ. Da wir allein frühstückten, reservierte er uns immer denselben kleinen Tisch, empfahl uns jedesmal, was er für die gelungenste Leistung des Kochs auf der Tageskarte hielt, und wenn er einen Augenblick Zeit übrig hatte, unterhielt er uns jedesmal ein wenig, offenbar aus Zuborkommenheit, damit uns die Zeit nicht lang würde. Eines Tages teilte er uns — für einen Deutschen hielt er uns offenbar nicht — in ziemlich aufgeregter Weise mit: *Croiriez-vous, Monsieur, qu'un de ces sales cochons d'Allemands vient de me refaire de seize sous de supplément?* *Supplément* heißt bekanntlich in solchen Restaurants à prix fixe alles, was man sich über

das für drei oder vier Franken gewährte Menü hinaus geben läßt, und wenn der Kellner um achtzig Centimes gekommen war, so hatte der betreffende Gast das supplément zu zahlen vergessen oder absichtlich nicht gezahlt. Wir begnügten uns, den Kellner zu fragen, ob er gewiß wüßte, daß der Betreffende réellement einer unsrer compatriotes sei, blieben für alle Entschuldigungen des unvorsichtigen Sünglings und des zu Hilfe gerufenen Maitre d'hôtel taub und kalt und frühstückten aus gekränktem Patriotismus eine Zeit lang wo anders. Später gingen wir jedoch wieder hin, weil uns von anderer Seite anvertraut worden war, daß es drei Sorten Franzosen gäbe, eine, die feinste, von denen die Deutschen als brigands, eine andre, von denen sie als cochons, und eine dritte, von denen sie als sales cochons bezeichnet würden. Der Kellner gehörte offenbar zur dritten, schärfsten Sorte, aber er hatte uns, wie er uns bei den Häuptern seiner sämtlichen Ascendenten zugeschworen hatte, für einen Amerikaner oder Engländer gehalten: es war also alles in bester Ordnung.

Aber die brigands bringen uns wieder auf die Räuber und auf unsre Ansicht, daß Paris zur Zeit nicht das rechte Terrain für ein deutsches Liebhabentheater ist, am wenigsten wenn es sich dabei, wie wir hören, zugleich um Massenevolutionen und Massentableaus von hundertundfünfzig deutschen Studenten handelt. An Rücksichten werden es ja die, von denen unsre Landsleute aufgefordert oder ermutigt worden sind, wie wir schon sagten, sicher nicht fehlen lassen, auch nicht an Vorsicht, damit alles vermieden werde, was von irgend einer weniger wohlwollenden Seite als Skandal ausgebeutet werden könnte. Aber als Amateurkomödianten gehören bei alledem deutsche Studenten fürs erste noch nicht nach Paris, das wird wohl auch, denken wir, der Eindruck der Regierung sein, die ja, wie es scheint, nicht von vornherein um ihre Ansicht gefragt worden ist, und die offenbar keine Veranlassung hat, einer Sache hindernd in den Weg zu treten, bei der es sich weder um Verbieten noch um Erlauben handelt. Es wird ihr wohl gehn wie uns: sie wird von Herzen wünschen, daß es gut abläuft, und wird sich, wie sie das erste von dem Plane hörte, wie wir, gewundert haben, daß deutsche Studenten und deren Berater für die allgemeine Haltung des französischen Volks dem deutschen gegenüber keine feinere Nase, und für alles, was in Paris seit dem Frühjahr 1871 geschehn ist, keine empfindlichere Erinnerung haben. Französische Studenten könnten mit Rücksicht auf die in Deutschland herrschende Stimmung eine solche Gastrolle eher riskieren, aber wir zweifeln — und hier liegt der ganze Schwerpunkt der Sache —, ob sich auch nur ein einziger fände, der dazu aufgelegt wäre oder Lust hätte.

Wir haben in einzelnen deutschen Zeitungen ziemlich unfreundliche Urteile über den Besuch gelesen, den tschechische Studenten ganz vor kurzem in Paris abgestattet haben, und wir geben gern zu, daß es nicht deutsche Sympathien waren, die sie in die Hauptstadt unsrer westlichen Nachbarn geführt haben. Auch daß die Franzosen von ihnen nicht die hohen Erwartungen hegten, um deren willen ihnen der Zar so wert und kostbar ist, und daß deshalb der Enthusiasmus des Empfangs entsprechend geringer war, mag ja richtig sein:

aber passendere, gleichartigere und, fürchten wir, willkommnere Gäste als deutsche Studenten werden sie trotz ihrer angeblichen „Minderwertigkeit“ für Paris doch gewesen sein.



Populäre Musikerbiographien



Wenn die Biographie, die von jeher und für alle Gebiete menschlicher Thätigkeit eine sehr beliebte, für Kunstgeschichte die allergeeignetste Form der Belehrung gewesen ist, heute gerade in der Musikschriftstellerei besonders eifrig gepflegt wird, so hat das seinen Grund darin, daß im neunzehnten Jahrhundert das musikgeschichtliche Wissen durch biographische Forschungen ganz erstaunlich gefördert worden ist. Mit den Lebensbeschreibungen, die C. von Winterfeld über Johann Gabrieli, die D. Zahn über Mozart, Fr. Chrysander über Händel, Ph. Spitta über Seb. Bach, C. F. Pohl über Jos. Haydn, Thayer über L. van Beethoven veröffentlichten, wachte die Musikgeschichte endlich wieder aus dem Scheintod auf, in den sie der Fehlschlag der auf umfassende Universalgeschichten gerichteten Arbeiten versetzt hatte. Diesen großen gingen in den Biographien Schuberts, Glucks, Webers bescheidnere, aber immer noch aufschließende Leistungen zur Seite und halfen die natürliche Vorliebe des Publikums für die Biographie so steigern, daß der Buchhandel sich veranlaßt sah, geschäftlich mit ihr zu rechnen. Augenblicklich konkurrieren drei Verlagsanstalten in der Ausgabe von populären Musikerbiographien: Reclams Universalbibliothek, die Berliner „Harmonie“ und Hermann Seemann Nachfolger. Ihr gemeinsames Ziel ist, die Hauptfachen aus dem Leben und Wirken bedeutender oder merkwürdiger Meister für einen großen Leserkreis leicht faßlich darzustellen. In seltenen Fällen legen die Verfasser eigne Forschungen vor, die Mehrzahl der Arbeiten sind Kompilationen. In diesem Begriff soll durchaus nichts Herabsetzendes liegen. Gut und geschmackvoll zu kompilieren verlangt an und für sich viel Begabung und Bildung, in der Musik ist es augenblicklich sogar notwendiger und verdienstlicher, das gesicherte Wissen zu verbreiten, als es durch Kleinigkeiten und Schnitzel zu vermehren.

Das älteste der drei genannten Unternehmen, das Reclamsche, ist auch das originellste. Seinen Musikerbiographien hat zur Zeit kein andres Volk etwas ähnliches an die Seite zu setzen, soweit es die Billigkeit betrifft. Belehrungsbücher von hundert und mehr Seiten für zwanzig Pfennige zu liefern, das ist doch eine ebenso humane als kühne Idee! Erfreulicherweise hat sie sich auch als durchführbar erwiesen, nur sind die Leistungen nicht alle gleichmäßig gelungen. Stücken, die man warm empfehlen kann, stehn andre gegenüber, von denen abgeraten werden muß. Dem Leser den Thatbestand vorzuführen, wird es das einfachste sein, die biographierten Meister in chronologischer Ordnung anzusehen.